GAiA

ÖKOLOGISCHE PERSPEKTIVEN FÜR
WISSENSCHAFT UND GESELLSCHAFT
ECOLOGICAL PERSPECTIVES FOR
SCIENCE AND SOCIETY

2 | 2008



- CONCEPTS OF RISK – PART 2
- TRANSDISCIPLINARITY: SELF-EVALUATION
- BERICHTE ZUR LAGE DES PLANETEN ERDE

oekom verlag

GAIA is available online at www.ingentaconnect.com
www.oekom.de | B 54649 | ISSN 0940-5550 |
GAIAEA 17/2, 177–256 (2008)

Zusammenbruch von Zivilisationen

Eine konzeptuelle Analyse am Beispiel des *Imperium Romanum*

Der Untergang Roms gilt als klassischer Fall. Über Zeitpunkt und Ursache dieses Zivilisationszusammenbruchs bestehen verschiedene Interpretationen: Waren zum Beispiel das Christentum oder die Barbaren schuld? Vielleicht muss vielmehr von einem Übergang als von einem Untergang gesprochen werden.

Rolf Peter Sieferle

Collapse of Civilizations – A Conceptual Analysis Based on the Example of the *Imperium Romanum*
GAIA 17/2 (2008): 213 – 223

Abstract
The fall of the Roman Empire is the classic example of a collapse of a complex society. The Western perception of "collapse" is in large part shaped by the Roman experience. There have been historical cycles of explanation for this collapse depending on actual perceptions of imminent dangers. Some of the present explanations are critically assessed. In the end, the article asks what the concepts of "collapse" or "ruin" mean, and what the subjects of collapse are. In human societies "actors" and cultural "strategies" can be distinguished, and both can be subjected to ruin. However, it is not necessarily the case that both are ruined simultaneously. Ruin and strategic adaptation to new conditions are two different outcomes of social crises.

Keywords
collapse, complex societies, cultural change, Roman Empire, ruin

Der Untergang Roms – ein klassischer Fall

Mit der Publikation *Kollaps – Warum Gesellschaften überleben oder untergehen* von Jared Diamond (2005) ist das Problem des Zusammenbruchs von Zivilisationen[1] wieder in den Fokus öffentlicher Aufmerksamkeit geraten.[2] Dieser Beitrag geht der Problematik des Konzepts „Zusammenbruch von Zivilisationen" nach. Ausgangspunkt ist die Frage nach dem „Untergang Roms", der die europäische Kultur seit Jahrhunderten beschäftigt und noch heute ein wichtiges Element unseres Geschichtsbilds ist.

Spätestens seit Edward Gibbon sein monumentales Werk *The History of the Decline and Fall of the Roman Empire* (Gibbon 1776–1788) veröffentlicht hat, hat der Zusammenbruch von Zivilisationen immer wieder die Fantasie der Europäer(innen) beschäftigt. Wir kennen alle die Bilder von Ziegen, die auf dem *Forum Romanum* weiden, und seit dem 19. Jahrhundert hat die Archäologie die Zahl der untergegangenen Zivilisationen dramatisch vermehrt – vom alten Mesopotamien und Ägypten, der rätselhaft gebliebenen Harappakultur im Industal bis hin zu den Ruinen der Maya im tropischen Regenwald Yucatáns.

Die Faszination der Überreste einer Hochkultur, die von der Natur zurückerobert wurden, hat zu melancholischen Betrachtungen über das Schicksal der Menschheit Anlass gegeben, sie hat aber auch dazu geführt, dass man Gründe für den jeweiligen Untergang gesucht und auch gefunden hat. Dies war vor allem in Hinblick auf das Römische Reich der Fall, das die große Gegenfolie, das Vorbild und den Ausgangspunkt der europäischen Geschichte bildete. Die Geschichtsphilosophie des 18. und 19. Jahrhunderts neigte dazu, den Gang der Geschichte in einer „Großen Parallele" zu Rom zu interpretieren. Der Untergang >

Kontakt: *Prof. Dr. Rolf Peter Sieferle* | Universität St. Gallen | Kulturwissenschaftliche Abteilung | Gatterstr. 1 | 9010 St. Gallen | Schweiz | Tel.: +41 71 2242730 | E-Mail: rolf.sieferle@unisg.ch

1 Unter „Zivilisationen" verstehen wir hier komplexe, stratifizierte Gesellschaften, die in älterer Terminologie auch als „Hochkulturen" bezeichnet wurden. Vergleiche zur Terminologie der sozialen Evolution Sanderson (1995).

2 Siehe dazu die beiden im Rahmen dieser *GAIA*-Reihe erschienenen Beiträge von Bachmann (2006) und Helbling (2006).

Roms versprach, Aufschluss über die Zukunft der europäischen Zivilisation zu geben, sei es, dass ein ähnlicher „Untergang des Abendlandes“ zu erwarten war, sei es, dass man die Gründe verstehen und einen erneuten Untergang vermeiden wollte.

Weshalb ist Rom also untergegangen? Zur Zeit Gibbons boten sich hierfür zwei eng miteinander verbundene Erklärungen an, die beide beispielgebend und vorbildsetzend für das europäische Selbstverständnis wurden. Gibbon betonte im aufklärerischen Kontext vor allem den Beitrag des Christentums in Kombination mit der Invasion germanischer Barbaren. Das *Imperium Romanum* wurde gegen Angriffe von außen durch Legionäre verteidigt, die als Berufsarmee aus Steuereinnahmen bezahlt werden mussten. Das Christentum lenkte nun große Mengen an Ressourcen für die Finanzierung von Kirchen und Klöstern um, so dass die Streitkräfte unterversorgt waren. Dadurch wurde Rom seit dem vierten Jahrhundert entscheidend geschwächt und es setzte sich eine Abwärtsspirale in Gang: Man errichtete immer mehr Klöster und Kirchen, um der Bedrohung zu begegnen, und stieß damit einen pathologischen Lernprozess an, der letztlich zum Untergang führte.

Zugleich standen dem „dekadenten“ Rom „junge“ und entschlossene Barbaren gegenüber, die seine innere Schwäche ausnutzten und das Reich schließlich zu Fall brachten. Diese germanischen Barbaren entpuppten sich allerdings als die Pioniere neuer Prinzipien. Sie bildeten die „historischen Subjekte“, aus deren Sieg über Rom seit dem „Mittelalter“ eine neuartige Zivilisation aufsteigen konnte, das „christliche Abendland“. Der „Untergang“ erwies sich so als „Übergang“, als Verjüngung einer alt und hinfällig gewordenen Kultur, der frische Kräfte zugeführt wurden und die sich zu nicht geahnten neuen Höhen aufschwingen konnte.[3]

Diese Erzählung konnte nun im Sinne der Großen Parallele für die Gegenwart und die Zukunft fruchtbar gemacht werden. Das alte Europa stand vor dem Untergang, am Horizont waren jedoch bereits die neuen Barbaren zu erkennen, deren abzusehender Sieg eine frische, zukunftsfähige Kultur hervorbringen würde: Es handelte sich dabei um das „Proletariat“ oder um die Völker des „Ostens“, die einem dekadent gewordenen Westen gegenüber eine sozialistische Zukunft vertraten. Der Untergang Roms war in dieser Sicht also ein Lehrstück für die Zukunft, das neue Kräfte und neue Prinzipien legitimieren sollte.

Untergang oder Übergang?

Wie man sieht, sind Wahrnehmungen des Untergangs immer mit Plausibilitäten oder Erwartungen der jeweiligen Gegenwart verbunden (vergleiche Kempe 2004). Seit dem 19. Jahrhundert ist eine Vielzahl von Erklärungen für den Untergang Roms hervorgebracht worden, je nach aktueller Krisenbefürchtung oder Zeitdiagnose.[4] Vor einigen Jahrzehnten hat sich, vor allem seit den Studien von Peter Brown (1971, 1978), die Ansicht verbreitet, Rom sei nicht „untergegangen“, sondern es habe sich eine spezielle Epoche der „Spätantike“ gebildet, in der sich ein buntes Nebeneinander der Kulturen und Völker findet. Anstelle eines „Untergangs“ habe es eine – im Wesentlichen friedliche – Transformation gegeben, in der sich die römische und die keltisch-germanische Welt wechselseitig befruchteten – ein Bild, in dem unschwer Topiken der in den 1970er und 1980er Jahren dominanten intellektuellen Modeströmung des „Multikulturalismus“ wiederentdeckt werden können.

In den letzten Jahren wurden vor allem in England, wohl unter dem Eindruck der islamischen Parallelgesellschaften in „Londonistan“ und ihrer Neigung zu terroristischen Gewaltakten, wieder Stimmen laut, die auf den zivilisatorischen Zusammenbruch im Zuge der spätantiken Transformation insistieren. So weist der Archäologe Bryan Ward-Perkins (2007) darauf hin, dass es in der Spätantike zu einer Kontraktion des zivilisatorischen Niveaus gekommen sei. Er demonstriert dies am Beispiel der Keramik, die archäologisch besser nachzuweisen ist als andere Materialien: Im *Imperium Romanum* war Keramik für zahlreiche Zwecke verbreitet, etwa für Amphoren, Lampen und Dachziegel. Die Produktion war arbeitsteilig organisiert, spezialisiert, professionell und auf hohem technischen Niveau, also wirkliche Massenproduktion. Keramikgegenstände waren billig und im gesamten Kulturraum weit verbreitet. Im sechsten Jahrhundert wurde Keramik aber zum Luxusprodukt. Nun wurden keine Ställe mehr mit Ziegeln gedeckt, sondern man kehrte zum Gebrauch von Stroh zurück (vergleiche Wickham 2005). Erst 1000 Jahre später gewann Keramik wieder flächendeckende Bedeutung.

Ein weiteres archäologisches Beispiel ist Geld, da Münzen ebenfalls leicht nachzuweisen sind. In den *dark ages* verschwand Kleingeld fast völlig – ein Indiz dafür, dass man im Alltagsverkehr zur Naturalwirtschaft zurückgekehrt war. In Britannien gab es seit dem fünften Jahrhundert praktisch keine (neu geprägten) Kleinmünzen aus Kupfer mehr. Es gab zwar noch komplexe Artefakte für die Eliten, die sich in Fürstengräbern finden lassen, doch nicht mehr im Alltag der Bevölkerung. Allerdings bestanden regionale Unterschiede. Es existierten noch lange kleinere Gebiete mit höherer ökonomischer Komplexität, etwa in Rom, Marseille und Südspanien, doch war dies nicht mehr flächendeckend wie in der römischen Kaiserzeit.

Ein weiteres Indiz für den Rückgang des materiellen Zivilisationsniveaus ist die Größe von Rindern, die aus Knochenfunden rekonstruiert werden kann. In der vorrömischen Eisenzeit lag sie bei 115,5 Zentimetern, in der Römerzeit bei 120 Zentimetern, im frühen Mittelalter bei 112 Zentimetern. Das heißt, „die Größe der Rinder fiel auf prähistorisches Niveau zurück“ (Ward-Perkins 2007, S.152). Dies könnte ein Indikator für schlechtere Fütterung als Ergebnis einer technischen Kontraktion der Landwirtschaft sein, doch könnten auch klimatische Veränderungen eine Rolle gespielt haben.

Das *Imperium Romanum* beherrschte fast 500 Jahre lang den gesamten Mittelmeerraum. Sein Zusammenbruch wurde von politisch-institutionellen Vorgängen eingeleitet. Rom stand vor

3 Siehe ausführlicher und mit Nachweisen Sieferle (2005).

4 Einen Überblick über diese Erklärungen gibt bereits Seeck (1895–1920). Eine wichtige neuere Studie bietet Demandt (1984).

dem prinzipiellen Problem aller agrarischen Reiche Eurasiens, dass es kaum in der Lage war, größere Räume zu integrieren und zu befrieden. Sobald ernsthafte Störungen von der Peripherie ausgingen, vor allem die militärische Bedrohung durch zentralasiatische Reiternomaden oder andere Gegner, konnte die Kohäsions- und Mobilisationskraft der Zentrale überfordert werden. Im Fall Roms war es die „Völkerwanderung", also der Druck der nordöstlichen Barbaren, der vermutlich durch eine Invasion der Hunnen ausgelöst wurde. Seit Mitte des vierten Jahrhunderts gab es eine Invasionswelle nach der anderen, denen das schlecht integrierte Reich auf Dauer nicht gewachsen war (Heather 2007).

Das *Imperium Romanum* war ein hochzivilisierter Agrarstaat, dem es gelang, arbeitsteilige Produktion zu organisieren, indem er Rechtssicherheit, ein funktionierendes Transportsystem, Geldwirtschaft und umfangreiche gleichförmige und institutionell gesicherte Märkte zur Verfügung stellte. Dies ermöglichte marktfähige Überschussproduktion, etwa von Getreide in Nordafrika, mit der auch andere Gebiete alimentiert werden konnten, was Arbeitsteilung und Effizienzsteigerung im gewerblichen Sektor begünstigte. Die Basis dessen war eine gesicherte tributäre Abschöpfung von Surplus, also von Rente und Steuern, wovon ein umfangreicher administrativer und militärischer Apparat finanziert werden konnte. Sämtliche Bürger(innen) profitierten von dem hohen zivilisatorischen Niveau, das der innere Friede und die verbreitete Rechtssicherheit ermöglichten. Diese institutionelle Struktur brach mit der barbarischen Invasion zusammen: Sie führte zu Rückgang der Geldwirtschaft, Verlust an Rechtssicherheit, Schrumpfen der Märkte, Reduktion der Arbeitsteilung, Sinken des technischen Niveaus, vielfach verursacht durch die Ablösung der Vertragswirtschaft durch eine Plünderungswirtschaft.

Dergleichen ist auch in anderen agrarischen Zivilisationen wiederholt geschehen, so in China, Indien, Persien und Mesopotamien.[5] Im Unterschied zum chinesischen Kaiserreich blieb das *Imperium Romanum* aber eine historische Episode und auf seinem Territorium bildeten sich in der Folgezeit unterschiedliche Zivilisationen, genauer Byzanz, die muslimischen Reiche und Europa, die niemals mehr politisch-kulturell den gesamten Raum umfassten. Die politisch-institutionelle Kontinuität Roms ging tatsächlich im fünften Jahrhundert nach Christus zu Ende.

Wann ist Rom untergegangen?

Die Datierung des politischen Zusammenbruchs Roms ist nicht eindeutig. Der letzte Kaiser Westroms wurde zwar 476 abgesetzt, >

5 Vergleiche die Beiträge in Yoffee und Cowgill (1988).



Zusammenbrüche von Zivilisationen wie der römischen faszinieren die Europäer(innen) seit dem 18. Jahrhundert. Ansicht des „Arco di Settimio Severo" in Rom aus der Stichserie *Vedute di Roma* von Giambattista Piranesi (1720–1778).

doch existierte ein Gebilde, das sich „Römisches Reich“ nannte, in ununterbrochener Kontinuität bis 1453, dem Jahr der Eroberung von Byzanz durch die Osmanen. Der fränkische Herrscher Karl der Große nahm im Jahr 800 den Titel *imperator* an und das politische Gebilde, das er beherrschte, nannte sich ebenfalls *Imperium Romanum,* wobei *imperium* nicht so sehr in territorialem Sinne als „Reich“, sondern eher in politischem Sinne als „Herrschaft“ verstanden werden sollte. Einen „Staat“ nach modernem Verständnis bildete dieses fränkische *Imperium Romanum* nicht (van Creveld 1999, Reinhard 1999, Marquardt 2006). Im Zuge der Hochkulturalisierung Europas, die sich seit dem zehnten Jahrhundert vollzog, formierte sich dann ein *Sacrum Imperium Romanum* oder Heiliges Römisches Reich, das von germanischen Königen, die sich zum Kaiser (Cäsar) krönen ließen und den Titel „Augustus“ trugen, beherrscht wurde und bis 1806 Bestand hatte. In diesem formellen Sinne ist das „Römische Reich“ also erst vor 200 Jahren untergegangen und wenn man die osmanischen Sultane als Rechtsnachfolger der byzantinischen Kaiser ansieht – im alten Europa durchaus üblich –, kann der endgültige Untergang Roms sogar auf das Jahr 1923 datiert werden.

Im christlichen Mittelalter hatte man nicht das Gefühl, das Römische Reich sei zusammengebrochen, im Gegenteil: Man fühlte sich als Fortsetzer des römischen Erbes insofern, als das Christentum seit Konstantin zur Staatsreligion geworden war, was es bis ins frühe 19. Jahrhundert blieb. Die Vorstellung eines Untergangs oder Zivilisationsbruchs war damit nicht verbunden, sondern es handelte sich um eine Erfolgsgeschichte, um den Aufstieg und die Ausbreitung der christlichen Religion. Dem Motiv, Rom sei untergegangen, lag vielmehr das „neuzeitliche“ Versprechen zugrunde, das auf diesen Untergang folgende „finstere Mittelalter“ zu überwinden und in eine neue, „moderne“ Zeit übergehen zu können.[6]

Dennoch lässt sich nicht bestreiten, dass die antikische mittelmeerische Zivilisation, die politisch vom *Imperium Romanum* geprägt war, seit dem fünften Jahrhundert verschwunden ist und anderen Folgezivilisationen Platz gemacht hat. Ein solches Untergangsbewusstsein findet sich durchaus unter zeitgenössischen Beobachtern, die die neue Herrschaft germanischer Stammeshäuptlinge ablehnend kommentierten, auch wenn ihnen letztlich keine Alternative blieb, als sich mit ihnen zu arrangieren.

Was ist überhaupt zusammengebrochen?

Der Zusammenbruch Roms wirkte sich auf unterschiedlichen Ebenen aus. Am spektakulärsten war das Ende einer römischen Zentralgewalt, also einer bürokratischen Zentrale, die in der Lage war, Steuern einzutreiben und Truppen zu unterhalten, die im gesamten Reichsgebiet eingesetzt werden konnten. Lokale Magnaten und Grundbesitzer hatten dagegen die Möglichkeit, mit den neuen Herrschern zu kooperieren, die ihre Leistungen verwenden konnten und ihr Land (noch) nicht brauchten, um es an ihre Gefolgschaften zu verteilen. Dadurch konnten auf unterschiedliche Weise Inseln der *Romanitas* auf lokaler Ebene weiterexistieren.

Im Extremfall, etwa in Britannien um 600, verschwand die latinisierte, christianisierte und romanisierte Grundbesitzerschicht und mit ihr die materielle Zivilisation der Römer – Geldwesen, Handel, städtische Kultur, spezialisierte Produktion, *Literarität* – vollständig. Hier fand ein weitgehender Rückfall auf primitive Subsistenzwirtschaft beziehungsweise lokal beschränkte Arbeitsteilung auf niedrigem technischen Niveau statt. In anderen ehemaligen Reichsprovinzen, etwa in Teilen Galliens, war der Bruch nicht so radikal. Hier konnten einzelne Grundbesitzer ihr Land behalten, so dass alte Wirtschaftsformen weiterbestehen konnten, ebenso wie die mit ihnen verbundenen kulturellen Traditionen wie das Christentum oder die *Literarität.*

Ein wichtiges Element des Zusammenbruchs war der Verfall der literarischen Bildung. Im *Imperium Romanum* war intellektuelle Bildung, die die Rhetorik, Grammatik und Textkenntnis umfasste, ein wesentliches Element der Elitensozialisation, mit dem eine reichsweit recht homogene, kommunikationsfähige Oberschicht geschaffen wurde, die nicht an lokalen kulturellen oder dialektalen Traditionen partizipierte. Diese intellektuelle Oberschicht verfiel in den Nachfolgestaaten. In ihnen wurde militärische Loyalität dem jeweiligen Stammeshäuptling gegenüber wichtig. *Literarität* war zwar noch als Reminiszenz an bessere Zeiten geachtet, doch wurde sie zunehmend zur Spezialität von Klerikern, während die weltlichen Eliten kaum noch lesen und schreiben konnten.

Warum ist das Reich zusammengebrochen?

Wenn es zwingende Gründe für den Zusammenbruch Roms gegeben hat, wie Degeneration, Christianisierung, Überbürokratisierung oder Mangel an Sklaven, so stellt sich die Frage, wieso das Ostreich nicht ebenfalls zusammengebrochen ist, sondern im sechsten Jahrhundert unter Justinian eine neue Blüte erlebt hat. Vielleicht war das Gesamtreich einfach zu groß, um integriert werden zu können? Oder waren es militärische Zufälle, die im Westen zum Zusammenbruch führten?

Im Gegensatz zu China im 13. oder 17. Jahrhundert wurde Rom nicht in einem einzigen großen Eroberungsakt genommen und es gab auch nicht nur ein Eroberungsvolk wie die Mongolen oder die Mandschu. Die finale Krise des Westreichs dauerte vielmehr rund 100 Jahre (380 – 480), in denen es zu einem Dauerstress von kleinen Einsickerungen und Plünderungen bis zu großen Feldzügen kam, bis das Reich so weit geschwächt und unterminiert war, dass es aufgegeben werden musste.

Das *Imperium Romanum* beruhte – vielleicht ähnlich wie das spätkaiserzeitliche China – auf einer bemerkenswert „zivilen“ Struktur. Der militärisch schlagkräftige und durch Steuern finanzierte Staatsapparat schützte eine eher schmale Schicht von Grundbesitzern gegen (innere und äußere) Feinde, wobei diese Grundbesitzer selbst über keine militärische Hausmacht verfügten. Hier gab es also ein Gleichgewicht von zentralen institutio-

6 Die Geschichtsperiodisierung nach Antike, Mittelalter und Neuzeit entsprang polemischen Intentionen der Renaissance, als man die „mittlere“ Abweichung überwinden und zur vorbildhaften Antike zurückkehren wollte.



Relikte einer Hochkultur, die von der Natur zurückerobert werden, inspirieren häufig zu melancholischen Betrachtungen über das Schicksal der Menschheit. Reste der „Tempi del Sole e della Luna" in Rom aus Piranesis *Vedute di Roma*.

nellen Dienstleistungen und deren fiskalischer Finanzierung, die ihrerseits nur funktionierte, solange diese Dienstleistungen gewährt wurden. Wenn die Zentralgewalt erodierte, nahm ihre Leistung ab, was zu weiterer Erosion bis zum völligen Zusammenbruch führte.

Ein besonderes Merkmal des *Imperium Romanum* bestand darin, dass es einerseits seit Augustus eine bürokratisch-zentrale Monarchie bildete, die Befehlsgewalt also im Prinzip in einem Punkt konzentriert war, dass aber andererseits die Nachfolge von einem Kaiser zum nächsten mit enormen Friktionen bis zum offenen Bürgerkrieg verbunden sein konnte. Die Stabilisierung der Herrschaft durch die Existenz einer handlungsfähigen Zentrale, die aus dem Dauerkonflikt der späten Republik herausführte, hatte also die Kehrseite, dass immer wieder endogene Nachfolgekonflikte auftraten, die starke Kräfte banden und das Reich nach außen lähmten. Die in agrarischen Zivilisationen übliche Lösung dieses Problems bestand darin, dass Dynastien mit eindeutigen Nachfolgeregelungen vor allem durch Primogenitur entstanden, was das Machtvakuum beim Tod des Herrschers verringerte. Dies funktionierte allerdings nur, wenn es eine eigene „Königsmagie" gab, das heißt, wenn beliebige Usurpation ausgeschlossen war. Das Prinzip des „Gottesgnadentums" reduzierte die Zahl der legitimen Prätendenten auf die engeren Angehörigen des Königshauses. Im christlichen Europa hat dies funktioniert, bis mit Napoleon wieder der erste „Soldatenkaiser" aufgetreten ist. In Rom ist dies nie gelungen, sondern auch in Zeiten ernsthafter Existenzbedrohungen des Reichs, etwa in den ersten Jahrzehnten des fünften Jahrhunderts, wurden enorme Kräfte in Nachfolgekonflikten verschwendet. Es mag sein, dass dies ein ernsthafter Strukturfehler des *Imperium Romanum* war.

Ein zweites Sondermerkmal des *Imperium Romanum* bestand darin, dass die ökonomischen Eliten, also die Grundbesitzer, keine genuin politisch-militärische Macht besaßen. Rom wurde von Zivilisten regiert, während das Militär eine separate Gruppierung bildete. Die Grundbesitzer verfügten über keine eigenen Gefolgschaften oder Truppen, sondern waren vollständig auf den Schutz durch die zentrale und professionelle Armee angewiesen. Dies hatte große Vorteile, weil es Fehden unterband und für ein staatli- >

ches Gewaltmonopol sorgte. Der Nachteil lag jedoch darin, dass die einzelnen Regionen beim Zusammenbruch der militärischen Zentrale völlig schutzlos waren. Zwar versuchten lokale Magnaten, eigene Milizen aufzustellen, doch konnte die Schlagkraft der römischen Legionen, die auf der Professionalität der Ausbildung, Ausrüstung und Führung beruhte, damit nicht erreicht werden. Dies erklärt, warum recht kleine Gruppen bewaffneter Barbaren große Landstriche verwüsten konnten, ohne dass die Lokalmächte in der Lage waren, dies zu unterbinden, obwohl die betroffene Bevölkerung weit größer war als die marodierenden Banden. Hier liegt eine Analogie zu China und ein fundamentaler Gegensatz zum mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Europa.

Erklärungsmodelle für den Zusammenbruch von Hochkulturen

Generell lässt sich mit Tainter (1988, 2000) festhalten, dass sämtliche agrarischen Hochkulturen periodisch Krisen und Untergänge erlebten, was mit zahlreichen Gründen zusammenhängen konnte: Invasionen feindlicher Stämme aus der Peripherie („Völkerwanderung"), innere Konflikte, Bürgerkriege, Übervölkerung, Missernten, Hungersnöte, Seuchen, Klimaänderung, Naturkatastrophen wie Vulkanausbrüche oder Erdbeben, Umweltzerstörung.

Spannung zwischen Zentrum und Peripherie

Ein Erklärungsmodell für den Zusammenbruch klassischer Hochkulturen zielt auf das prekäre Gleichgewicht zwischen dem bürokratischen Herrschaftszentrum und der Peripherie (Eisenstadt 1963). Die Peripherie besteht aus Angehörigen eines früheren Stadiums sozialer Evolution: traditionelle tribale Sippenverbände, die von Häuptlingen repräsentiert werden, Bauern, aber auch spezialisierte Wirtschaftseinheiten wie Händler oder Handwerker. Das Zentrum, zusammengesetzt aus Verwaltung, Militär und religiösen Spezialisten, zieht Ressourcen an sich, die an der Peripherie produziert wurden, und verteilt diese um. Dieser Vorgang muss „legitim" sein, das heißt, die Peripherie muss den Eindruck haben, dass bestimmte Leistungen wie militärische Sicherung, Verwaltung, Unterhalt von Infrastrukturbauten und Produktion von Sinn zu ihr zurückfließen. Stabilität existiert so lange, wie die Peripherie glaubt, dieser Rückfluss entspreche ihrem Beitrag zum System. Das Zentrum kontrolliert die Peripherie niemals vollständig, sondern ist auf die Kooperation (der dortigen Eliten) angewiesen.

Dieses Gleichgewicht zwischen Zentrum und Peripherie ist brüchig, es besteht also ein permanentes Tauziehen um Ressourcenverfügung und Ressourcentransfer. „Zusammenbruch" findet dann statt, wenn es dem Zentrum nicht mehr gelingt, die zu seinem Unterhalt notwendigen Ressourcen zu mobilisieren, so dass es seine genuinen Leistungen verringern muss. Der Zusammenbruch einer Hochkultur ist daher als der Zusammenbruch ihres staatlichen Zentrums zu verstehen. Er kann durch eine positive Rückkopplung eingeleitet werden: Legitimitätsverlust führt zur Abnahme des Ressourcenflusses beziehungsweise Surplusaufkommens, damit zum Rückgang staatlicher Leistungen, woraus weiterer Legitimitätsverlust folgt. Ergebnis dieses Prozesses ist die Autonomie der Peripherie, das heißt die Reduktion auf das Niveau der bäuerlichen Gesellschaft mit Formen traditionaler Herrschaft.

Abnehmender Grenznutzen institutioneller Komplexität

Tainter (1988) charakterisiert diesen Prozess als abnehmenden Grenznutzen institutioneller Komplexität, ohne dass das politische System in der Lage wäre, aus dem Dilemma zu entkommen, das sich daraus ergibt. Um bestimmte staatliche Leistungen zu erbringen, muss die politische Zentrale auf ökonomische Ressourcen zurückgreifen können, die sie für diese Zwecke abschöpft beziehungsweise mobilisiert. Dies geht so lange gut, wie sich diese institutionellen Leistungen in einer erhöhten technisch-ökonomischen Effizienz niederschlagen, also etwa die Durchsetzung des staatlichen Gewaltmonopols Eigentumsrechte garantiert, was zu einer Verminderung von Transaktionskosten führt (so das klassische Modell von North 1981). Der Grenznutzen dieser staatlichen Leistungen nimmt aber in dem Maße ab, wie ihr Umfang zunimmt, so dass schließlich eine pathologische Lernkurve aufgebaut wird: Je mehr Krisenelemente sich zeigen, desto stärker neigen die politischen Institutionen dazu, ihren Zugriff auf Ressourcen zu verschärfen; die Kosten des Staats übersteigen letztlich den Zusatznutzen seiner Leistungen. Aufmerksame Beobachter konnten dies durchaus bemerken – so etwa in Rom zur Zeit der Reichsreformen unter Diocletian –, doch mussten sie oft die Erfahrung machen, dass alle Versuche zur Reform nur zur weiteren Steigerung der Kosten führten – eine Erfahrung, wie sie auch manche europäische Länder heute mit ihren exzessiv ausgebauten Sozialsystemen machen.

Wenn das System sich in diesem Grenzbereich bewegt, kann es prinzipiell noch lange „weiterwursteln", bis schließlich eine (exogene oder endogene) Störung auftritt, die zum „Zusammenbruch", also zur plötzlichen und gewaltsamen Reduktion der institutionellen Komplexität führt. Diese „Störung", etwa eine Invasion, Naturkatastrophe oder interne Krise, ist also nicht als solche die „Ursache" für den Zusammenbruch oder, genauer formuliert, sie ist nur die proximative, nicht aber die ultimative Ursache. Dies erklärt auch, weshalb vergleichbare Störungen in anderen Kontexten leicht verarbeitet werden können, nämlich dann, wenn das System noch Reaktionsreserven besitzt.

Die Problematik des Konzepts „Zusammenbruch"

In diesem Zusammenhang wird demnach die Frage wichtig, ob und wie weit wir den „Zusammenbruch" oder „Ruin" [7] einer Zivilisation von einer gelungenen Anpassung an neue Umstände unterscheiden können, die ja ebenfalls mit einer Änderung des Identitätsprofils einhergehen muss. Um einer Antwort näherzukommen, sind einige grundsätzliche Überlegungen notwendig.



Das Konzept des „Zusammenbruchs" gerät bei näherer Betrachtung oft ins Wanken, vor allem wenn – wie beim „Untergang Roms" – keine katastrophenhaften Extremereignisse als Ursache ausgemacht werden können. Der „Atrio del Portico di Ottavia" aus Piranesis *Vedute di Roma*.

Strategien der Ruinvermeidung

Prinzipiell gilt, dass reaktionsfähige Strukturen wie Organismen, Gesellschaften, Institutionen, Unternehmen oder Individuen Ordnungszustände aufweisen, die dynamisch aufrechterhalten werden müssen, wobei sie in Austauschbeziehungen mit einer Umwelt treten, von der sie Leistungen in Form von Energie und Ressourcen empfangen, von der aber auch Störungen ausgehen. Nur solche Strukturen überleben längerfristig, denen es gelingt, der Möglichkeit eines Zusammenbruchs ihrer Ordnungszustände wirkungsvoll zu begegnen. Dies klingt zunächst tautologisch, doch ist damit gemeint, dass spezifische Strategien zur Ruinvermeidung entwickelt werden müssen, die auf die besonderen Chancen und Gefahren der jeweiligen Umwelt ausgerichtet sind.

Ein Grundproblem besteht darin, dass Umweltzustände gewöhnlich fluktuieren – also nicht stabil sind –, so dass sich eine Gesellschaft nicht dauerhaft darauf einstellen kann, über verlässliche Ressourcen oder Lebensbedingungen zu verfügen und immer wieder die gleiche Strategie anzuwenden. Sämtlichen Strategien der Ruinvermeidung kann es nicht nur um die Abwehr von Schäden gehen, sondern es ist unvermeidlich, dass auch Chancen ergriffen werden, denn Leben ist ein aktiver Prozess, Gleichgewicht aber ist der Tod. Der Umgang mit Unsicherheit zielt also darauf, Gefahren zu meiden und Chancen zu ergreifen, was jeweils eine Abschätzung der Potenziale und Wahrscheinlichkeiten impliziert.

Wenn Ruinvermeidung als übergeordnetes Ziel eines Akteurs anzusehen ist, gibt es unterschiedliche Strategien, wie dieses Ziel erreicht werden kann, und unter veränderten Umständen kann ein Strategiewechsel geboten sein. Muss etwa die Jagd auf Wildschweine aufgegeben werden, weil es im Wald nicht mehr genug Wildschweine gibt, und jagt man stattdessen Rehe, fängt Fische oder züchtet Rinder, kann dies als Ruin der Wildschweinjagd angesehen werden; aus Perspektive der Jäger handelt es sich aber um einen bloßen Strategiewechsel der Nahrungsbeschaffung. >

7 Wir haben es hier mit unterschiedlichen terminologischen Traditionen zu tun. In spieltheoretischen Modellen ist von „Ruin" die Rede. „Zusammenbruch" *(collapse)* ist ein eher umgangssprachliches Konzept, das jüngst durch Diamond (2005) wieder populär gemacht wurde. Was Rom betrifft, spricht man gewöhnlich von „Untergang" *(decline and fall)*. Im theoretischen Teil wird der Begriff „Ruin" als generelles, übergreifendes Konzept in den Vordergrund gestellt.

Kernfrage ist die Betrachtungseinheit

Der Kern des Problems des Zusammenbruchs liegt also in der Definition derjenigen Einheit, um deren Ruin es geht. In den üblichen spieltheoretischen Modellen wird der Spieler dadurch definiert, dass er eine bestimmte Kapitalmenge besitzt, die er vermehren oder verlieren kann. Hat er das Kapital verloren, ist er per definitionem ruiniert. Jenseits seiner Eigenschaft, Spieler zu sein, hat er jedoch keine Eigenschaften; der Bankrotteur kann also nicht zum Tellerwäscher werden und von neuem anfangen. Ähnliches gilt dann vielleicht auch für Firmen wie Versicherungen, bei denen es sich im Gegensatz zum Spieler nicht mehr um bloße konventionelle Einheiten handelt. Ist eine Versicherung ruiniert, stellt sie die Zahlungen ein, und eben durch ihre Zahlungsfähigkeit ist sie – unter anderem – als Versicherung definiert. Wechselt eine Firma dagegen die Eigentümer und das Geschäftsfeld, stellt mit anderen Beschäftigten andere Produkte her, so hat sie zwar ihre Identität verloren; doch wenn es sich dabei um eine geschickte Anpassung an veränderte Marktbedingungen handelt, würde niemand von Ruin sprechen, auch wenn diese Verhaltensänderung unter dem Druck knapper Mittel eingeleitet wurde.

Was kann nun gemeint sein, wenn wir im Kontext menschlicher Gesellschaften von Zusammenbruch im Sinne von Ruin sprechen? Die Einheit der Evolution, die dem Ruin ausgesetzt sein könnte oder diesen vermeidet, wäre hier die „Gesellschaft", die einerseits aus physischen Menschen besteht, aber auch durch eine bestimmte kulturelle Identität definiert ist – und sich dadurch von anderen Gesellschaften abgrenzt. Das Verschwinden der physischen Individuen als solcher ist noch kein Ruin der Gesellschaft, denn diese werden ja ohnehin innerhalb einer Generation vollständig ausgetauscht, ohne dass dies mit Ruin in Zusammenhang gebracht würde. Also könnte die Einheit der Betrachtung ein bestimmtes kulturelles Muster beziehungsweise eine „strategische" Verhaltenstopik mit einem bestimmten physischen Wirkungsprofil sein. Ruin wäre dann der Untergang dieses Musters.

Allerdings können wir nicht erwarten, dass kulturelle Muster stabil wie Kristalle sind. Sie ändern sich immer, sind nach allen Seiten mehr oder weniger offen. Wie kann daher Ruin von kulturellem Wandel unterschieden werden? Die Verbesserung eines technischen Verfahrens beispielsweise könnte auch als dessen Ruin gedeutet werden, denn das alte Verfahren existiert nach der Verbesserung ja nicht mehr. Kann mit Ruinvermeidung aber völlige Erstarrung gemeint sein? Vermutlich wäre das nicht sinnvoll.

Das Problem des Ruins von Ordnungszuständen wird bei der Betrachtung des Aussterbens von Spezies besonders deutlich. Bei Spezies handelt es sich ja um klassifikatorische Artefakte, die sich real aus Individuen – oder gar aus der Summe von Genen innerhalb eines bestimmten Genpools – zusammensetzen. Diese Individuen sterben alle früher oder später, doch würde jeder Betrachter der Spezies eine längere Lebensdauer zubilligen. Definiert man die Spezies nach morphologischen Eigenschaften, so sind praktisch alle, die je existiert haben, irgendwann untergegangen. Definiert man ihre evolutionäre Persistenz nach dem Kriterium, ob sie – beziehungsweise einige der unter sie subsumierten Individuen – phylogenetische Nachkommen haben, so sind sie nicht untergegangen, sondern haben sich fortentwickelt. Ist der *Australopithecus afarensis* ausgestorben oder lebt er in heutigen Menschen weiter? Besteht seine ruinfähige Identität aus bestimmten einzelnen Eigenschaften, aus der Summe all seiner Eigenschaften, aus einzelnen Genen, aus sämtlichen Allelen seines Genpools? Je nachdem, wie man diese Fragen beantwortet, ist er ausgestorben oder auch nicht.

Der Extremfall des Ruins wäre der Untergang der betroffenen Gesellschaft im Sinne ihres vollständigen Verschwindens. Aber gibt es solchen Untergang in der historischen Wirklichkeit tatsächlich? Die europäische Agrargesellschaft des 18. Jahrhunderts (oder das „Abendland") ist zweifellos untergegangen, denn sie existiert ja nicht mehr. Doch würden wir hier nicht von Ruin sprechen, sondern von sozialem oder kulturellem Wandel. Die Vorstellung einer Katastrophe ist damit jedenfalls nicht verbunden. Sicherlich gibt es historische Extremfälle kleiner Gesellschaften, beispielsweise auf Inseln, die bei Konfrontation mit Invasoren vollständig verschwunden, also untergegangen sind, sowohl kulturell als auch physisch. Die Regel von kulturellen Zusammenbrüchen ist aber, dass einiges übrig bleibt, zum Beispiel Menschen, die sich anderen Kulturen anschließen – und sei es als Sklaven. Das Kriterium für Ruin muss oberhalb des totalen physischen und kulturellen Zusammenbruchs und Verschwindens liegen, weil sonst die Mehrzahl der interessanten Fälle ignoriert werden müsste.

Akteure und Strategien

Eine Möglichkeit der Konkretisierung bestünde darin, konsequent Akteure von Strategien zu entkoppeln und die Population der physischen Menschen von den kulturellen Mustern zu unterscheiden, die von ihnen getragen werden. Dann könnte die Überlebenswahrscheinlichkeit der Menschen als Ausdruck des Sicherheitsniveaus unterschiedlicher Gesellschaften gedeutet werden: Steigt die durchschnittliche Lebenserwartung, hat es innerhalb gegebener Zeiträume weniger individuelle Ruinfälle gegeben, das heißt, die Individuen können mit stetigeren Lebensumständen rechnen. Gestiegene beziehungsweise gesunkene Lebenserwartung wäre also ein physisches – und recht einfaches, Messungen erlaubendes – Kriterium, mit dessen Hilfe sich das Sicherheitsniveau innerhalb einer Kultur bestimmen ließe. Das Kriterium bezöge sich hier auf die Akteure, nicht auf die Strategien; oder auf die Letzteren nur insofern, als sie die Überlebenschancen ihrer Träger verbessern.

Ein ähnliches akteursbezogenes Kriterium könnte die absolute Bevölkerungszahl beziehungsweise deren Dynamik sein. Bevölkerungswachstum kann als Ergebnis eines größeren Erfolgs der Brutpflege verstanden werden, also einer Verringerung von Ruinfällen des Nachwuchses. Im weiteren Sinne wäre es Ausdruck des Erfolgs von Strategien, die zu einer Verstetigung der Mittelversorgung und zur Abwehr exogener Gefahren dienen. Auch dieses Kriterium bezieht sich also primär auf Akteure, de-



Wandel oder Ruin? Die europäische Zivilisation steht ohne Zweifel auf den Schultern des Römischen Reichs. Aber auch dessen Untergang gehört zum Selbstverständnis Europas. Ruine des „Tempio della Pace" aus Piranesis *Vedute di Roma*.

ren Strategien gewissermaßen als variable Überlebensinstrumente gesehen werden, doch fasst es im Gegensatz zur Lebenserwartung die absolute Zahl und nicht die relative Sicherheit ins Auge.

Aber natürlich treten auch hier Probleme auf. Eine Schwierigkeit liegt darin, dass beide Kriterien zu entgegengesetzten Resultaten führen können. Universalgeschichtlich kann man – unter Ignorierung zahlreicher Sonderbedingungen – drei demografische Regimes unterscheiden: Wildbeutergesellschaften haben eine Durchsatzrate der Bevölkerung (Geburten- und Sterberate) von etwa 10/1000. Im Zuge der neolithischen Revolution ist diese Rate auf etwa 35/1000 gestiegen, was als Verringerung des (individuellen) Sicherheitsniveaus gedeutet werden kann. In den letzten 200 Jahren ist sie dann wieder drastisch gefallen und liegt heute in den Industrieländern wieder auf dem Niveau von vor etwa 10000 Jahren, in vielen Gebieten auch darunter (vergleiche Schmid 1992, S. 107). Die absolute Bevölkerungszahl ist jedoch während des gesamten Prozesses gestiegen.

Damit würde die Bewertung der Agrargesellschaften problematisch: Nehmen wir die Lebenserwartung als Kriterium, so hat die neolithische Revolution zur Zunahme von Ruinfällen geführt. Nehmen wir die absolute Bevölkerungszahl, so wäre ihr Anstieg Ausdruck von weniger Ruinfällen. Eindeutiger wäre das Ergebnis bei Betrachtung der industriellen Transformation: Die absolute Zahl der Menschen ist in den letzten 200 Jahren ebenso gestiegen wie die individuelle Lebenserwartung und das kann als Ausdruck einer Verringerung der individuellen und kollektiven Ruinfälle und damit auch des Gefahren- beziehungsweise Risikoniveaus angesehen werden.

Die akteursorientierte Betrachtung kommt daher zu keinen eindeutigen Ergebnissen, doch ist sie gegenüber weiteren Differenzierungen offen:

a) Wenn ein abnehmendes Gefahrenniveau zu einem Rückgang von Ruinfällen führt, sich also die Überlebenschancen der Individuen erhöhen, könnte Bevölkerungswachstum als Indikator für ein gestiegenes Sicherheitsniveau gelten. Da es in >

Das Geschichtsbild der europäischen Zivilisation ist in hohem Maße von der Erfahrung des Zusammenbruchs und der Ruinerwartung geprägt. Dabei handelt es sich um eine mentale Tatsache, die eindeutiger zu sein scheint als der Gegenstand, auf den sie sich bezieht.

diesem evolutionären Spiel aber kein letztes Ziel gibt, dessen Erreichen als Gewinn verbucht werden könnte, wäre das letzte Wort darüber erst am Ende der Geschichte gesprochen. Mit anderen Worten: Steigendes Bevölkerungswachstum könnte ebenso gut ein Overshoot-Phänomen sein, also Ausdruck einer längerfristigen Verschärfung des Unsicherheitsniveaus, nur wäre dies eben zu einem gegebenen früheren Zeitpunkt nicht entscheidbar.

b) Eine gelungene Risikobewältigung könnte sich in einer Verstetigung von Abläufen zeigen. Eine abnehmende Volatilität wichtiger Parameter, etwa der Bevölkerungsgröße oder von Todesfällen, oder der Rückgang von Hungersnöten und gewaltsamen Ereignissen könnten daher, unabhängig vom absoluten Niveau des Mittelwerts, als Zunahme von Sicherheit gedeutet werden. Dies könnte sich auch in einer Erhöhung der Lebenserwartung ohne Bevölkerungswachstum zeigen.

c) Schließlich könnte sich eine gelungene Risikominimierung auch im Sinken des Versicherungsaufwands äußern, da weniger Ausgleich getrieben werden muss. Zurückgehende Versicherungskosten könnten als Ausdruck einer sinkenden Volatilität von störenden Naturfaktoren, also einer wachsenden Naturbeherrschung gedeutet werden, ohne dass dies durch neuartige technogene Risikofaktoren wie Unfälle kompensiert würde. Das gleiche Ergebnis könnte auch dadurch zustande kommen, dass technische oder organisatorische Methoden zur Verringerung der Gefahreninzidenz und damit des absoluten Schadensniveaus entwickelt worden sind.

Sieht man dagegen nicht Akteure, sondern Strategien als die Systeme an, um deren potenziellen Ruin es geht, tritt das Problem auf, dass eine systemtheoretische Beschreibung grundsätzlich strukturorientiert und damit statisch ist. Ein System ist unter anderem dadurch definiert, dass es in der Lage ist, eine Unterscheidung zwischen innen und außen, zwischen sich selbst und seiner Umwelt aufrechtzuerhalten. Es muss also in der Lage sein, innere Ordnungszustände zu bewahren und Störungen, die von außen kommen, zu verarbeiten. Demnach ist ein System negativ rückgekoppelt und damit fähig, eine Identität im Sinne eines definierten „Betriebszustands" zu bewahren.

Eine solche Beschreibung ist jedoch hochgradig idealisierend, wenn es sich nicht um artifizielle Gegenstände wie Maschinen, soziale Kommunikation et cetera handelt. In der komplexen, evolvierenden Außenwelt gibt es solche Systeme nicht, sondern die Systemsprache kann lediglich dazu verwendet werden, relativ kurzlebige oder recht einfache Zustände zu beschreiben. Diese Theorie gerät aber immer dann in Schwierigkeiten, wenn sie längerfristige komplexe Transformationen erklären soll, aus denen neuartige Ordnungszustände hervorgehen. Da Systeme negativ rückgekoppelt sind, können sie sich per definitionem nicht in dem Sinne wandeln, dass sie völlig neuartige Züge entwickeln. Wenn daher Wandel eintritt, haben wir es mit Systembrüchen zu tun.

Folglich ist die Systemsprache für die Beschreibung von Prozessen des Zusammenbruchs denkbar ungeeignet: Wenn wir die jeweilige Strategie als kulturelles System ansehen, können wir eine große Serie von Ruinfällen beobachten, nämlich immer dann, wenn sich Strategien ändern. Wenn wir dagegen als System die Populationen der Akteure betrachten, für die einzelne Formen der Ruinvermeidung bloße Varianten strategischen Verhaltens sind, die ihre Identität nicht berühren, wäre der Ruin etwas extrem Seltenes und Unwahrscheinliches, denn menschliche Populationen als solche, also ohne spezifische Eigenschaften, sterben kaum restlos aus, ohne irgendwelche Nachkommen zu hinterlassen.[8]

Fazit

Das Konzept „Zusammenbruch" ist also, wenn wir es etwas präziser im Sinne von „Ruin" verstehen, bei näherer Betrachtung problematischer, als man zunächst annehmen könnte. Wenn wir Gesellschaften als Einheiten einer menschlichen Population und einer symbolischen Kultur verstehen, so ist es keine triviale Aufgabe, Ruin von Wandel beziehungsweise gelungener Anpassung zu unterscheiden. Dies gilt besonders, wenn wir es mit längerfristigen Prozessen zu tun haben, bei denen, wie beim „Untergang Roms", keine katastrophenhaften Extremereignisse identifiziert werden können.

Aber auch schwere Katastrophen müssen nicht in allen Fällen zum Ruin führen. Die europäischen Gesellschaften des Mittelalters erlebten mit dem Schwarzen Tod Mitte des 14. Jahrhunderts eine Naturkatastrophe, der über ein Drittel der Menschen zum Opfer fiel. Verantwortlich dafür war eine Kombination von Gründen: Aufgrund von Bevölkerungswachstum wurden marginale Flächen mit geringen und instabilen Erträgen bewirtschaf-

8 In einer sehr langfristigen Perspektive sterben sie dagegen fast restlos aus, das heißt, die Zahl der phylogenetischen Vorfahren sinkt, je größer der Zeitabstand wird.

tet, in Zusammenhang mit der Kleinen Eiszeit kam es zu einer Abkühlung mit der Folge von Ernteausfällen und Hungersnöten und schließlich wanderte aus Zentralasien – wohl im Zuge der Stabilisierung der Handelswege durch die Mongolenherrschaft – der hochvirulente Erreger *Yersinia pestis* ein, der eine Pandemie auslöste. Diese Katastrophe führte jedoch nicht zum Ruin, sondern provozierte eine gelungene Anpassung. Das mittelalterliche Europa beendete im 14. Jahrhundert seine wilde Expansionsphase und ging in einen Zustand nachhaltiger Ressourcennutzung über, der mehr als 400 Jahre Bestand hatte, bis schließlich durch die Industrialisierung eine neue Transformation eingeleitet wurde.

Als dagegen die Spanier um 1500 nach Amerika kamen, lösten sie dort eine Sterblichkeit von vergleichbarer Dimension aus, wobei ebenfalls eingeschleppte Infektionskrankheiten die entscheidende Wirkung ausübten. Durch Anwesenheit der Kolonisatoren, die gegenüber diesen Krankheiten relativ immun waren, hatten die indigenen Kulturen aber keine Chance zur aktiven Anpassung. Die präkolumbischen Gesellschaften brachen vielmehr in jeder Beziehung zusammen: Die Bevölkerung reduzierte sich innerhalb von 100 Jahren um 90 Prozent, die politischen Strukturen wurden von den Invasoren total zerschlagen und die tradierte Kultur wurde durch den Import des Christentums fast vollständig ausgelöscht.

In beiden Fällen sind sowohl Akteure als auch kulturelle Strukturen untergegangen und in beiden Fällen hat hierbei eine Kombination von Naturfaktoren – der Kleinen Eiszeit und der Invasion eines Erregers – mit institutionellen Faktoren – den Formen des Landbaus, dem Bevölkerungswachstum und der Eroberung – eine Rolle gespielt. Im europäischen Fall würde man die Krise des 14. Jahrhunderts als Anpassungskrise interpretieren, während es sich in Amerika um einen Zusammenbruch handelt, dessen Resultat man nicht mehr als bloße Anpassung an veränderte Bedingungen verstehen kann.

Ist Rom also untergegangen? Wenn wir das *Imperium Romanum* als eine morphologische Struktur ansehen, ist diese zweifellos verschwunden und wir können nur mehr oder weniger verständnislos ihre Ruinen anstaunen. Sehen wir etwas genauer hin, werden wir zu dem Schluss kommen, dass auch das Rom des Augustus zur Zeit Konstantins nicht mehr existierte, sondern sich fortentwickelt hatte. Ein Römer der klassischen Zeit hätte sich sicherlich in der Spätantike nicht mehr zu Hause gefühlt, auch wenn viele Bauwerke noch intakt waren und ein Bruchereignis nicht identifiziert werden konnte.

Die europäische Zivilisation der Neuzeit steht ohne Zweifel auf den Schultern Roms und viele seiner Elemente – nicht zuletzt die römische Kirche – existieren fort und sind in ihr kulturelles Selbstverständnis eingegangen. Aber auch der Untergang Roms gehört zu diesem Selbstverständnis Europas; das heißt, unser Geschichtsbild ist, im Gegensatz etwa zum chinesischen Selbstbild, in hohem Maße von der Erfahrung des Zusammenbruchs und der Ruinerwartung geprägt. Es handelt sich hierbei um eine mentale Tatsache, die eindeutiger zu sein scheint als der Gegenstand, auf den sie sich bezieht.

Literatur

Bachmann, G. 2006. Warum blieb der Kollaps im neuzeitlichen Deutschland aus? *GAIA* 15/4: 260–264.

Brown, P. 1971. *The world of late antiquity.* London: Thames and Hudson.

Brown, P. 1978. *The making of late antiquity.* Cambridge, UK: Cambridge University Press.

Demandt, A. 1984. *Der Fall Roms – Die Auflösung des römischen Reiches im Urteil der Nachwelt.* München: C. H. Beck.

Diamond, J. 2005. *Kollaps – Warum Gesellschaften überleben oder untergehen.* Frankfurt am Main: S. Fischer.

Eisenstadt, S. N. 1963. *The political systems of empires – The rise and fall of the historical bureaucratic societies.* New York, NY: Free Press.

Gibbon, E. 1776–1788. *The history of the decline and fall of the Roman Empire.* London: Strahan & Cadell.

Heather, P. 2007. *Der Untergang des Römischen Weltreichs.* Stuttgart: Klett-Cotta.

Helbling, J. 2006. Was führt zum Kollaps von Gesellschaften? Krieg als entscheidender Faktor. *GAIA* 15/4: 255–259.

Kempe, M. 2004. Untergänge Roms – Zufall, Kausalität und Emergenz als Problem der Geschichte. *Rechtsgeschichte* 5: 58–75.

Marquardt, B. 2006. *Staatsbildung – Geschichte einer Dreifachrevolution: Von der vorstaatlichen Gesellschaft zum Staat der Industriegesellschaft.* Stuttgart: Breuninger-Stiftung.

North, D. C. 1981. *Structure and change in economic history.* New York, NY: W. W. Norton & Company.

Reinhard, W. 1999. *Geschichte der Staatsgewalt.* München: C. H. Beck.

Sanderson, S. K. 1995. *Social transformations – A general theory of historical development.* Oxford, UK: Blackwell.

Schmid, J. 1992. *Das verlorene Gleichgewicht – Eine Kulturökologie der Gegenwart.* Stuttgart: Kohlhammer.

Seeck, O. 1895–1920. *Geschichte des Untergangs der antiken Welt.* 6 Bände. Stuttgart: J. B. Metzler.

Sieferle, R. P. 2005. Die Barbaren in der Weltgeschichte. In: *Urmensch und Wissenschaften – Eine Bestandsaufnahme.* Herausgegeben von B. Kleeberg et al. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. 227–243.

Tainter, J. A. 1988. *The collapse of complex societies.* Cambridge, UK: Cambridge University Press.

Tainter, J. A. 2000. Problem solving – Complexity, history, sustainability. *Population & Environment* 22: 3–41.

Van Creveld, M. 1999. *The rise and decline of the state.* Cambridge, UK: Cambridge University Press.

Ward-Perkins, B. 2007. *Der Untergang des Römischen Reiches und das Ende der Zivilisation.* Darmstadt: Theiss.

Wickham, C. 2005. *Framing the early middle ages – Europe and the mediterranean 400–800.* Oxford, UK: Oxford University Press.

Yoffee, N., G. L. Cowgill (Hrsg.). 1988. *The collapse of ancient states and civilizations.* Tucson, AZ: University of Arizona Press.

Eingegangen am 11. März 2008; überarbeitete Fassung angenommen am 14. April 2008.

Rolf Peter Sieferle



Geboren 1949 in Stuttgart. Studium der Geschichte, Politikwissenschaft und Soziologie. 1977 Promotion, 1984 Habilitation in Neuerer Geschichte in Konstanz. Mitarbeit an verschiedenen interdisziplinären Forschungsprojekten und akademische Lehre an den Universitäten Essen und Mannheim sowie der ETH Zürich. Seit 2005 Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen. Mitherausgeber von *GAIA*.